

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 18

Artikel: Schweizerhausfrau und Pfahlbauhausfrau
Autor: Scherrer-Fässler, Maria
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643078>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizerhausfrau und Pfahlbauhausfrau

Von Maria Scherrer-Fässler, St. Gallen

Sie werden sich denken, was braucht wohl eine Schweizer Hausfrau von dem Leben und Schaffen einer Pfahlbauhausfrau zu wissen. Gibt uns unsere Zeit nicht schon genug Fragen und Rätsel zu lösen? Vielleicht ist die Sache aber doch nicht so un interessant, wie Sie glauben. —

Es war an einem herrlich schönen Oktobertag, als ich an den Ufern des Bodensees in lieber Begleitung alter Kunst und Kultur nachgespürt! Und wie reich sind die Gestade des schwäbischen Meeres an solchen Kunstgenüssen! Herrliche Kirchen im fröhlichen, reichen Barock, alte Klöster mit kunstvollen Schäßen, Städtchen mit engen Winkelgassen, Burgen, Schlössern und schönen Toren, die uns beim Eintritt willkommen heißen! Immer neue Schönheit entdeckt man und wer erstmals dort hingekommen, muß sich fröhlich wundern, daß er nicht schon früher einmal den Reiz dieser schönen Gegend auf sich einwirken ließ. —

In einer schilfumstandenen Bucht wanderten wir auf einem Pfad hart am See. — Frisch umgebrochene Acker für die Wintersaat bestellt, breiteten sich landeinwärts, Pappeln rauschten im Föhn, der die Fluten des Sees in raschem Wellenschlag an die Ufer trieb. Fischerneße hingen zum Trocknen im Wind an den Pfählen und es schien, als hätten wir uns in einen Winkel der Welt verloren, der verschont geblieben vom lauten Getriebe unserer vertechnisierten Zeit. — Bei einer Wegkrümmung standen wir plötzlich einem wildromantischen Bilde gegenüber. Pfahlbauhäuser standen in einer seichten Bucht von hohen Schiffstaufen umgeben. Wir waren auf unserer Herbstwanderung dem See entlang unversehens nach Uhldingen, dem Fischerdorfe, am Ueberlingersee gefommen, wo vor Jahren sachkundige Menschen eine getreue Nachbildung der stein- und bronzezeitlichen Pfahlbauten als ein Freilichtmuseum von hohem kulturgeschichtlichem Werte erststellen ließen. Die ganze Anlage wurde nach Ausgrabungen und Funden hergestellt. Solche Ausgrabungen wurden nicht nur rund um den Bodensee, sondern auch weit herum in der Schweiz gemacht, so am Bielersee, am Neuenburgersee in Auvernier, in Moosseedorf, am Hallwilersee, dann ganz besonders interessante Funde wurden im Wauwilermoos bei Luzern gemacht, auch in Risch am Zugersee und auf der Insel Werd bei Stein am Rhein.

Sie werden sich vielleicht jetzt daran erinnern, daß wir in der Schule in ganz kurzen Zügen auch etwas von der vorchristlichen Menschheitsgeschichte gelernt haben, und daß ungefähr 3000 Jahre vor Christi überall in unserm Heimatlande an den Ufern unserer Seen solche Pfahlbausiedlungen bestanden haben. Als ich mich plötzlich solchen Pfahlhäusern gegenüber sah, wuchs mein Interesse an diesen rekonstruierten Wahrzeichen ältester Kultur. Wir hatten ja Muße, uns die Sache näher anzusehen; denn im Herbst fahren Dampfer und Sekundärbähnchen nicht so häufig wie in der fremdenreichen Sommerzeit. Wir wußten bereits, daß sich ein einfacher, schlchter Mann aus dem Volke ganz besonders um die Ausgrabungen und die Erstellung dieser Pfahlbauten verdient gemacht hat und wir freuten uns daher doppelt, als seine Tochter uns über den Steg führte und uns in heimeliger, schwäbischer Mundart die ganze Anlage zu erklären begann. Gleich zu Anfang sagte sie uns mit fröhlichem Lachen: „Darüber, ob die Pfahlbauer ihre Wohnungen ins Wasser, am Ufer oder ins Moor gebaut, wollen wir die Fischer und Gelehrten sich streiten lassen, jeder will recht haben, mir kann es gleich sein, die unsfern stehen nur einmal im Wasser, das heißt auf hunderten von Pfählen.“ Es war eine gemütliche, fröhliche Urgeschichte, die wir damals erlebten und ich denke heute noch gerne daran. Die Wellen des Sees schlugen im Urrhythmus der Zeit an die Pfähle, der Wind zerzauste unser Haar, die Wolken trieben am herbstlich blauen Himmel und im Schilfe rauschte es geheimnisvoll von einer alten Mär, da hier

Menschen gehaust, in Fellen gekleidet, ihr Leben fristend im steten Kampf mit der Natur und ihren Gewalten! —

Mich überraschte ganz besonders die auffälligreiche, natürliche und naturgetreue Nachbildung und Fülle der Inneneinrichtung dieser stein- und bronzezeitlichen Pfahlbauten so sehr, daß mir der Gang durch dieses Freilichtmuseum wirklich zum Erlebnis wurde. — Keine graue, nüchterne Museums-Theorie, ein lebendiges Bild vergangener Vorzeit und ein tiefer Blick in die erste Kulturepoche, welcher wir Menschen von heute unendlich viel zu verdanken haben. 5000 Jahre liegen dazwischen nach menschlicher Berechnung und so manches, was heute zu unserm täglichen Leben gehört, ist in Form und Handhabe absolut gleich geblieben. — Mir wurde damals bewußt, daß wir uns heute gar nicht so viel einbilden müssen auf unsere Arbeit und unser Tagewerk. Hausgeräte und Gebrauchsgegenstände im Pfahlbauhaus sind den unsfern im Grundprinzip sogar vollständig gleich. Wir bilden heute nur nach, was vor fünfmal tausend Jahren von naturverbundenen und unverbildeten Menschen geschaffen und im harten Kampf mit den Naturgewalten erfunden und aus den rohen Stoffen verfertigt wurde. —

Wir Hausfrauen von heute pflegen oft und gern über unser mühsames Tagewerk zu klagen, und wie leicht hat es uns die Technik bereits gemacht! Wir komplizieren es selbst, weil wir zu anspruchsvoll geworden sind. — Was würde wohl die Bauersfrau von heute sagen, wenn ihr ein Pfugholz in die Hand gedrückt würde und eine Hirschhornhacke, mit welch primitiven Werkzeugen sie ihren Bauerngarten, ihr Stolz und ihre Freude umgraben und bebauen müßte! Das Pfugholz war das erste Ackergerät, dann kam der Pfug in der Grundform gleich dem heutigen, aus einer starken Astgabel geformt, den die Pfahlbauhausfrau mühsam mit eigener Kraft vor sich her durch den frisch ausgerodeten Waldboden treiben mußte. Wie kostbar war wohl für sie ein Stückchen Land, das sie so urbar gemacht und für den Anbau von Weizen, Gerste, Hirse, später auch Mais, Erbsen und Bohnen, verwenden konnte! Der Ackerbau war Sache der Frauen, die Männer lagen der Jagd ob und dem Fischfang. Sie verteidigten die Siedlungen gegen Angriffe fremder Stämme und Ueberfälle wilder Tiere. —

In Borratstöpfen, die man dem Seegrund entnommen, fand man nach so vielen tausend Jahren Getreidekörner, Erbsen, Bohnen, Mohn und Haselnüsse, Alpfelerne, Himbeer- und Brombeerkerne, Schlehen, Hagebutten und sogar eingetrocknete Schwämme. Nach diesen gut erhaltenen Funden waren die Schlüsse gegeben, die ihre Nahrung bestimmen ließen. — Schade, daß wir nichts von ihren Kochrezepten wissen, wer weiß, ob uns das einte oder andere der Gerichte nicht auch gemundet hätte!

Glücklich sind wir da beim Kochen angelangt. Ein Kapitel, das uns alle ja beschäftigt. Es müßte ganz besonders reizvoll sein, die Herdstelle des Pfahlbauhauses einer heutigen neuzeitlichen gegenüber zu stellen! Waren Sie schon in einer Alphütte? Dort sehen Sie vielleicht ganz etwas ähnliches wie im Pfahlbauhaus, eine mit Bollensteinen eingerahmte Feuerstelle, aufgeschüttetes Holz, darüber über zwei Holzbänke gelegt ein Querholz, daran ein iridesches Geschirr befestigt ist, worin gekocht wird. Daneben aber liegt in der steinzeitlichen Küche noch der Backofen, den jede Hausfrau selbst besah. — Eine geräumige, lehmüberwölbte Feuerstelle, in der man die flachen, ungesäuerten Fladenbrote backt, die in der Farbe und Zusammensetzung in etwas dem heutigen Klopferbrote ähnlich sind. Neben dem Backofen steht die steinere Handmühle, mit welcher die Hausfrau der Steinzeit das Getreide zu einem groben Mehle zerrieb. Dieses Mahlgeschäft wiederholte sich täglich, wie bei uns heute noch etwa das Kaffeemahlen, wenn wir es uns nicht

gleich beim Einkauf besorgen lassen. Aber dieses Getreidemahlen muß man selbst einmal ausprobiert haben, um zu wissen, wie mühsam dieses tägliche Geschäft war. Auf einem schweren Sandstein mit breiter, glatter Fläche, die als Reibfläche diente, wurden mit einem runden Stein die Getreidekörner zerrieben. Die blonde Tochter, die uns führte und uns manch wertvolle Aufschlüsse gab, wußte zu erzählen, daß sie das Getreidemahlen selbst ausprobiert hätte; um ca. 1 Kilo Weizenkörner zu einem groben Mehl zu verarbeiten benötigte man bestimmt 2 Stunden! Was würden wir sagen, wenn wir heute 2 Stunden erübrigen müßten um ein Kilo Mehl zu mahlen! Und das Brot, das aus diesem groben, hülserreichen Mehl gebacken wurde, ohne Sauerteig! Ob es unsfern verwöhnten Gaumen wohl schmecken würde. Wir sind ja schon unghalten, daß wir am Sonntag keine frischen Brötchen mehr erhalten können! Ich nehme an, die Pfahlbauhausfrau bukt Brot, wenn sie Zeit hatte, wie es heute noch viele Großbäuerinnen tun, gesünder war es bestimmt.

Mit viel Zeitaufwand mußte Feuer gemacht werden. Streichholz und Feueranzünder haben im Pfahlbauhaus eine andere Form, das ist nicht zu leugnen. Zwei Hölzer wurden aneinander gerieben, ein hartes und ein weiches. Oder es wurden zwei Feuersteine aneinander geschlagen bis die Funken sprangen und mit einem Stückchen Bunder aufgefangen. Nun ja, nervös durfte die Hausfrau damals nicht sein, auch hatte wohl am frühen Morgen nicht die ganze Familie so große Eile für das Frühstück, wie zu unserer Zeit. — Es liegt auch ein tiefer Sinn in der Aufgabe der Hausfrau, das Herdfeuer zu hüten und es nicht ausgehen zu lassen, weil es eben so große Mühe verursachte eine Flamme zu entzünden. — Die wärmende Flamme, die für die Pfahlbauer schon ein großer Fortschritt bedeutete, denn sie konnten das Feuer nur durch Selbstentzündung der Rohstoffe, die sie besaßen, Holz und Gestein, erzeugen, war wertvoller Besitz und wer die Flamme des Herdes nicht zu hüten verstand, dem war wohl am Wohlbefinden und am Familienglück nicht viel gelegen. Licht und Wärme im Hause waren damals so wertvoll wie heute, nur mit dem Unterschiede, daß es bei uns nicht mühevoller Arbeit braucht, um beides zu erhalten. — Ich habe damals eine lange Weile an dieser Feuerstelle gestanden, habe auch die Feuerscheibe selbst in Bewegung gesetzt, die zum Feuerreiben und abhören zu gleicher Zeit verwendet werden kann. — Zeit, viel Zeit müssen die Frauen von damals gehabt haben, uns ist jede Mühe abhanden gekommen. — Licht und Wärme und die Flamme der Liebe und Güte im Hause — ob wir den seelischen und ideelen Wert dieser Hausfrauen-Aufgabe als Hüterin des Feuers noch so recht zu erkennen vermögen? Es ist uns vieles viel zu leicht gemacht worden — darob haben wir manches vergessen —

So im Nachdenken und Sinnen versunken habe ich unverstehens einen kleinen Topf vom Brett genommen! Selbst habe die Pfahlbauhausfrau sich ihre Töpfereien gemacht, von Hand, ohne Drehzscheibe! Beinahe hätte ich das alles unserer blonden Maid nicht geglaubt; aber wehe, wer einen Zweifel in ihre Erklärungen setzen wollte, dem käme sie mit Beweisen, daß man über ihr Wissen und Forschen nur so erstaunt wäre. Also wirklich und wahrhaftig, die Hausfrau aus der Stein- und Bronzezeit formte sich ihr Geschirr selbst aus Seelletten und Lehm und wie sie es formte! Die runden und eckigen Krüge und Tassen, Schüsseln und Teller verraten einen Formensinn, der dem unsfern nicht nachsteht. Kunstvoll wurden schon diese Töpfereien verziert mit Fingereindrücken und Zeichnungen. Dem Ton wurde Graphit beigemischt, mit Stäbchen wurden Linien eingeritzt, die mit gemahlenem Knochenmehl ausgefüllt wurden, und so dann die weißen Linienzeichnungen in wirklich reizenden Mustern angebracht! Solche Stücke wurden in hunderten von Exemplaren teils zerbrochen, teils sogar ganz, im Seegrund ausgegraben. Es ist wirklich nur zu begrüßen, daß sie in Uhldingen den Unfug noch nicht angefangen, mit Nachbildungen einen schwunghaften Handel zu treiben, denn wirklich, solche Töpfereien wären als Andenken ganz hübsch mit nach Hause

zu nehmen; aber Nachbildungen bleiben Nachbildungen und es hat keinen Sinn, sich zu Hause mit solchen ein Miniatur-Museum anzulegen!

Bei diesen Töpfereien habe ich auch eine kleine Säuglingsflasche gesehen, ähnlich der Schnabeltasse, mit welcher wir heute unsfern Kranken die Nahrung reichen, eine Fadenspule, ebenfalls aus Ton geformt, als Kinderspielzeug einen „Roller“. Eine hohle Tonkugel, worin Kieselsteine ein klapperndes Geräusch machen. Auch ein niedliches Oellämpchen stand auf einem kleinen Holzgestell in der Form eines Vogels. Mohnöl mit einem Dochte aus Gespinst ergaben das spärliche Licht. — Ist es so lange her, daß wir noch Licht nach diesem Prinzip in unsfern Stuben hatten? Dieses Lämpchen aber brannte vor fünfmal tausend Jahren! Wie wertvoll die selbstgemachten Töpfereien für die Pfahlbauhausfrau waren, zeigen uns die vielen mit Pech zusammen gestickten, gefundenen Stücke — man konnte ja nicht einfach zum Krämer laufen und sich neues kaufen.

Sicherlich machte die Bekleidung der Pfahlbauhausfrau weniger Sorgen, als wir uns heute darum machen. Sie war wohl froh, daß sie überhaupt ihre Blöße bedecken konnte. Der Mann erbeutete die Tiere, der Frau lag es ob die Felle zu bearbeiten und zu Kleidern und Decken für die kalte Jahreszeit für das Moosbett zurecht zu machen! Ob sie das Pelzwerk so elegant umgeworfen, wie manche Dame von heute, weiß ich nicht zu sagen, auf jeden Fall wußte sie um die harte Arbeit, die es kostet, bis ein Tierfell so hergerichtet ist, daß es überhaupt getragen werden kann. — An einer Schnur sah ich die Nadel der Steinzeithausfrau hammeln. Was für einen Riß hätte es gegeben, wenn ich diese Nadel durch die feine Seide meines Sommerkleides gezogen hätte! Und doch, die Nadel hat dieselbe Form wie unsere heutige feine, dünne Stahlnadel, rund das Dehr und zugespißt die Form! Welchem Zufall oder ernsthaften Nachdenken verdankte wohl die Hausfrau von damals die Erfindung des Flachgespinstes, die Verarbeitung der Pflanzenfasern zum ersten selbstgewobenen groben Tuch.

In Hockerstellung mit kreuzweise verschlungenen Beinen saß jüngst unsrer Töchterchen am Boden vor ihrem Webrahmen, ich hätte ihr zwar nicht zusehen sollen, sie woh ein Weihnachtsgeschenk für mich in leuchtend schönen Farben! Saß wohl so die Frau von damals vor ihrem ersten Webrahmen, nachdem sie den Flachsfaden an der einfachen Kunkel grob gesponnen? Dieselben Grundprinzipien des Webens verhalfen der vorchristlichen Frau und Mutter zum ersten Tuch für Wäsche, Matten und Decken! Und würden sie erst den Webstuhl sehn, der im Steinzeitpfahlbauhause steht. Wie künstgerecht der schon gebaut ist und wie regelmäßig darauf eine Art Nesseltuch gewoben werden kann! Lächeln muß man, wenn man heute in Anzeigen und Modeberichten die Namen der heutigen Modestoffen liest: Ist da nicht von Baumwoll- und Stoffen, Moosgekräusel und derlei naturverbundenen Bezeichnungen zu lesen — die Frau von damals war nicht verlegen in der Bezeichnung ihrer Erzeugnisse, sie war wohl überglücklich dies eine, selbstgewobene Tuch zu besitzen — wie viel Zeitaufwand kostete sie da ein Laken für das bereits verbesserte Bett mit der weißen schönen Schaffelldecke!

Reizende Bastdecken für Boden und Wandbekleidung fertigte sie mit viel Geschick in einer Flechtkunst, wie sie unsere Kinder schon im Kindergarten lernen. Sie seien, meine lieben Zuhörerinnen, es gibt beinahe nichts Neues unter der Sonne. —

Und erst die Körbe und Taschen, die sie im Pfahlbaudorf flechten! So schön und reizvoll wie die Töpfe klein und groß in vielen Formen! Sie brauchte diese Vorratsgefäß um die Nahrung für den Winter aufzubewahren. Gedörrtes Obst, Getreidekörner, Nüsse, getrocknete Fische und gedörrtes Fleisch.

Das Knüpfen der Fischnehe war auch damals schon ein Handwerk der Frauen und die verstanden es nicht weniger künstvoll als die Frauen unserer Zeit. Etwas grobmässiger werden die Nehe jener Zeit gewesen sein, wer weiß, die Fische waren vielleicht auch größer als heute.

Eines haben die Frauen der Vorzeit auch mit uns gemein gehabt, auch sie liebten es, sich zu schmücken. Als das Metall noch nicht bekannt war, legten sie sich Ketten um, mit aneinander gereihten Tierzähnen und Knochenresten, verfertigten Krallen aus schönen, glitzernden Steinen. Ganz wundervoll aber sind die Schmuckstücke, die man fand aus der Bronzezeit. Wir würden solche Armbänder heute überstreifen, so schön sind sie in ihrer Form und der eingeritzten Zeichnung, und erst die breiten aus fein gehämmertem Messing! Halsketten aus aneinander gereihten Metallringen, Metallplättchen sind gefunden worden, dann wundervoll verzierte Spangen und Nadeln mit runden, schön verzierten Köpfen. — Man muß über den Formen-Reichtum nur staunen und manch kunstgewerblich Schaffender kann sich Anregung und Formengebung holen ohne sich etwas zu vergeben, denn an Schönheit stehen diese Schmuckstücke dem oft verschörfelten, verworrenen Schmuck moderner Zeit nicht nach.

Lächeln mußte ich über den Kamm aus Holz mit groben Zähnen, der mir mit etwas spöttischem Lächeln von unserer Führerin gezeigt wurde. Was mußten diese Frauen wohl für Haar gehabt haben, das sich durch solch ein Ungetüm ordnen ließ? Aber es ist ein Kamm, genau in der Form wie unsere heutigen, nur etwas grobholzig und groß!

Vieles wäre noch zu erwähnen, von wundervollen Steinbeilen, welche Wandlung dieses primitive Hausgerät im Laufe der Jahrhunderte gemacht bis es dem Beile, das wir heute brauchen ganz ähnlich war, von den herrlich schönen Waffen,

Messern, Pfeilen, Lanzen und Dolchen. Wie mühsam das Schleifen, das Bohren des Gesteins gewesen, wie erfinderisch sie waren im Verbessern der Werkzeuge, welcher Jubel wohl geherrscht als die ersten Werkzeuge aus Metall verfertigt werden konnten und der interessantesten Dinge mehr; aber ich wollte ja nur eine kleine Gegenüberstellung vom Tagewerk der Hausfrau von damals und dem unsrigen machen. — Die Fülle des Stoffes läßt sich kaum in eine halbe Stunde drängen und die Zeiger der Uhr geben unerschüttert vorwärts! — Wir haben es trotz allem gut, wir müssen so wenig mehr denken, uns ist alles, alles leicht gemacht — und trotzdem haben wir immer keine Zeit für dies und das und jenes, das uns gut und not täte. —

Ich habe damals im kleinen Pfahlbauhause viel gelernt und bin seither oft und oft wieder dort gewesen. Einem dieser Pfahlbauhäuser ist ein kleiner Altan vorgebaut. So fernab dem Weltgetriebe saß ich oftmais dort auf der moosbelegten groben Bank. — Kein Maschinengeknatter, kein Staubsaugerlärm, kein Tick-tack der Uhr, kein fortwährendes Pressieren! Nur im Urzhythmus der Wellen schlagen die Wässer an die Pfähle. Wie mollig und schlicht sieht es in dieser Pfahlbauhütte aus, wie naturverbunden war dieses Leben, dem Kreislauf der Zeiten angepaßt und vom tiefen Sinn alles Natürlichen durchpulst. — Uns ist dies alles, das doch so wertvoll und so gesund ist, etwas abhanden gekommen. Wir müssen uns viel zu viel ab mit kleinen Dingen, verbrauchen unsre Kraft, verschwenden sie sogar an Gewohnheiten, die unser Leben verkürzen und haben viel zu viel Eile . . .

Die Wetterlau

Eine Geschichte aus Grindelwald

Von H. Schlunegger

„Sie sind wirklich komisch, Führer, Sie behaupten: Wenn wir Glück haben, so haben wir Unglück, das ist ja rein widerständig.“

„Stimmt trotzdem, Herr Wilpert.“

„So etwas, ich glaube, Sie scherzen!“

„Es ist kein Spaß; wenn wir Glück haben, so haben wir Pech; auf alle Fälle kommt es schief.“

Die zwei Männer schritten in früher Morgenstunde dem Fuße des Wetterhorns entlang, auf dem sanftesten Wege vom Obern Grindelwaldgletscher zur Großen Scheidegg empor. Der Führer trug einen schweren Rucksack, auf dem, weit über den Kopf hinausragend, ungefährliche Apparate schwankten, langbeinig und schwarz. Der Träger war die Stetigkeit selber. Schritt vor Schritt setzte er, sicher und fest, während Herr Wilpert, nur leicht bepackt, bald nach vorne stürzte, um etwas Entgangenes einzuholen, dann, außer Atem, zurückblieb. Er tat dann, als ob er die Natur ringsum bewunderte, die jähnen Flühe über sich, den Teppich blühender Alpenrosen zu seinen Füßen oder das morgengrische Tal mitten im Kranz der Tannenwälder.

„Ich kann Ihren Gedanken nicht folgen, Führer; bisher ist alles glatt gegangen; ich habe 1100 Meter Film aufgenommen in wenig Tagen, und einen Film sage ich, wie ich mir ihn nicht hätte träumen lassen, so großartig und gewaltig.“

„Schon recht, schon recht!“

„Eben das müssen Sie doch zugeben; warum sollte ich nicht, gleichsam um dem Werke die Krone aufzusetzen, das Ereignis einer Lawine aus nächster Nähe packen, der Wetterlawine, die, wie Sie selber sagen, ihresgleichen nicht hat!“

„Schon recht, schon recht. Ich will auch eine Rede halten, eine lange: Sie haben von der Hotelterrasse aus mit dem Fern-

objektiv oder wie Sie es nennen, die Doldislau aufgenommen? . . .“

„Stimmt, stimmt.“

„Ich bin noch nicht zu Ende. Sie hatten das Glück, daß die Schüssellau, die nur ein Mal im Jahr kommt und nicht einmal jedes, mitten am heiterhellen Tage sich löste . . .“

„Das war großartig.“

„Und wohl rein zufällig stand der Kasten bereit für die Breitlau.“

„Gewiß, das war Glück, famoses Glück, und darum meine ich, Führer, wir trauen fernherin unserem guten Stern. Auch die Wetterlau wird uns nicht im Stiche lassen.“

„Das glaube ich selbst auch nicht, daß sie das tut. Freilich, Wochen und Wochen untätig herumliegen und aufpassen, bis sie kommt, das wäre mir zuwider. An Altersschwäche oder Herzverfettung sterben wäre für einen Bergführer denn doch ein zu erbärmlicher Tod. Lieber wieder mal hinauf in Felsen und Eis.“

„Aber Sie sagten doch selber, daß bei dem Wetter alle Aussicht besteht.“

„Ja, es ist föhnig und in oberen Lagen warm, nächstens muß sie kommen.“

„Eben darum werden wir erneut Glück haben, und ich kann nicht begreifen, daß Sie von Pech reden.“

„Wir werden sehen, das kommt nur auf Sie an, Herr Wilpert.“

„An mir soll es nicht fehlen!“

„Das werden wir auch sehen.“

Die zwei schritten weiter. Oberhalb der „weißen Kreuze“, einer wüsten Trümmerhalde, kamen sie vom Weg ab, in die